

Aufgrund des vergleichsweise schmalen Buchumfangs verständlich, aus sprachwissenschaftlicher Sicht jedoch bedauerlich ist, daß die Darstellung und vor allem die Interpretation der eigenen Untersuchungsergebnisse mitunter etwas oberflächlich bleibt; was genau sind beispielsweise die Spezifika von Junk Mails, »die von anderen E-Mail-Typen abweichen« (45)? So wird zwar beispielsweise die Position der Turn-Adressierung beim Chatten sehr ausführlich quantitativ ausgewertet, eine Interpretation, die diesen Auswertungsaufwand rechtfertigen würde, bleibt jedoch aus (90f.). Oder: Beim Vergleich privater E-Mails zweier Teenagerinnen mit ihren Briefen bleibt als Interpretationsmöglichkeit unberücksichtigt, daß gemeinsame Merkmale (wie die Verwendung von Emoticons in der Mail, von entsprechenden Bildchen in den Briefen, 42) eventuell auch an einer Beeinflussung traditioneller Kommunikationsformen durch die computervermittelten liegen könnte, daß die beiden Mädchen also ihre Briefe deshalb mit Zeichnungen schmücken, weil sie sich diese Praxis in der E-Mail-Kommunikation angeeignet haben (die Rezensentin spricht hier aus eigener Erfahrung). Dagegen erhält man hinsichtlich des Vergleichs zwischen Banner-Werbung im Internet und traditioneller Plakatwerbung nur wenig Informationen über das untersuchte Plakatmaterial (oder werden Anzeigen doch auch einbezogen? 193); nähere Angaben über eine offensichtlich gemachte Umfrage zur Internetnutzung, die in der Einleitung und in Kapitel 6 (174f.) erwähnt wird, fehlen völlig.

Etwas problematisch erscheint daher die Frage, wer genau zur Zielgruppe dieses Buches gehört. Eine Darbietung von sehr viel sprachwissenschaftlicher und technischer Detailinformation auf der einen Seite ist auf der anderen Seite verbunden mit einem klaren Anspruch, vor allem

erst einmal einen möglichst breit gestreuten und grundsätzlichen Überblick (mit dadurch wechselhafter interpretativer Tiefe) zu geben. So legen die Kapitel 2 und 7 den Schwerpunkt eher auf Analysen der Kommunikationsformen und -bedingungen, während die Kapitel 3 bis 6 vor allem Informationen (und allenfalls Bewertungen) liefern, was im Internet angeboten wird. Die Erwartungen an den technischen Kenntnishorizont der Leser (zumindest die Internet-Terminologie betreffend) scheinen zudem je nach Kapitel zu schwanken. Für den sprachwissenschaftlichen Bereich eignet es sich daher wohl vor allem für Internet-Einsteiger, andererseits ist gerade die vorgebrachte Forschungskritik auch für diejenigen interessant, die mit den Grundlagen und den verschiedenen Kommunikationsformen bereits weitgehend vertraut sind. Erfrischend ist jedenfalls die Grundhaltung des Buches, die weder einem Kulturpessimismus das Wort redet (z. B. 72: »Es zeigt sich hier, daß computervermittelte Kommunikation nicht zur kommunikativen Deprivation führen muß, wie oft behauptet wird, sondern daß vielmehr umgekehrt hier eine Chance liegt, das kommunikative Repertoire zu erweitern [...]«), noch sich kritiklos von einem Internet-Enthusiasmus anstecken läßt.

Sandberg, Bengt:

**Zum es bei transitiven Verben vor satzförmigem Akkusativobjekt.** Tübingen: Narr, 1998. – ISBN 3-8233-5109-5. 379 Seiten, DM 96,-

(Bernd Latour, Hamburg)

Wer Deutsch als Fremdsprache lernt (aber auch unterrichtet), muß sich wohl oder übel mit einigen Ärgernissen arrangieren, die diese Sprache zu bieten hat. Das Pronomen *es* gehört dazu und eben-

so auch das *zu* beim Infinitiv, nicht zu vergessen die Flexion des attributiven Adjektivs. Der Lernaufwand steht in diesen Bereichen in einem äußerst ungünstigen Verhältnis zum Ertrag, denn, so sperrig die Materie auch ist, man wird ja in der Regel nicht mißverstanden, wenn man hier Fehler macht. Anders ausgedrückt: die korrekte Verwendung von *es* bzw. *zu* oder auch die der Adjektivendungen erweitert das Spektrum des Sagbaren nicht nennenswert. Solche Überlegungen sind allerdings in dem Augenblick weitgehend gegenstandslos, wenn man eine sehr hohe Sprachkompetenz anstrebt, etwa als Wissenschaftler oder Journalist Texte in der fremden Sprache verfassen und dabei ungünstige Zuschreibungen vermeiden will. Ganz abgesehen davon: Linguistisches Interesse hätte schon gerne gewußt, warum jene komplizierten Sachverhalte so sind, wie sie sind, und was so ein unscheinbares Wort wie etwa das *es* überhaupt in Sätzen der deutschen Sprache zu suchen hat. Dieser Frage widmet sich nun die relativ umfangreiche Arbeit des schwedischen Germanisten Bengt Sandberg, an der künftige Forschung nicht wird vorbeigehen können, da sie, um dies gleich vorweg zu sagen, einen wirklich neuen Erkenntnisstand repräsentiert. Neu vor allem deshalb, weil sie die in bisheriger Forschung gängigen Testverfahren einer kritischen Revision unterzieht und damit weit hinter sich läßt und weil sie auch semantische Fragestellungen bei diesem scheinbar asemantischen Gegenstand einbezieht. Zur Erinnerung: Man ist es gewohnt, das *es* im Hauptsatz vor satzförmigem Akkusativobjekt (für satzförmiges Subjekt gilt das gleiche) als »Platzhalter-*es*« zu bezeichnen. Dies fällt obligatorisch weg, wenn der Nebensatz dem Hauptsatz voran geht, wenn es also nichts mehr gibt, wofür ein Platz gehalten werden müßte. Diese Bezeichnung

hat aber dann Sinn, wenn die im satzförmigen Akkusativ repräsentierte Größe schon unabhängig von der Hauptsatzhandlung existiert, wenn das Hauptsatzverb also mit ihr etwas tut (sie etwa beurteilt), nicht jedoch sie überhaupt erst hervorbringt. Das wäre dann der zentrale Grund dafür, daß bei Verben des Urteils (*Ich halte es für verrückt, so spät anzufangen*) das *es* obligatorisch ist (\**Ich halte für verrückt ...*), bei den verba dicendi/sentiendi jedoch nicht (*Er meinte, daß es zu spät sei*; \**Er meinte es, daß es zu spät sei*). Dahinter wird die seit der Antike gängige Unterscheidung zwischen affiziertem und effiziertem Objekt sichtbar – die von Sandberg verwendeten Termini »Bezugsobjekt« und »Produktobjekt« erklären sich nicht gerade selbst, sondern sind ihrerseits übersetzungsbedürftig. Nun gibt es Sätze mit einem verbum dicendi/sentiendi, bei denen gleichwohl ein *es* vielleicht nicht stehen muß, aber durchaus angebracht ist, wie: *Ich glaube es auch, dass es bald regnen wird* (109). Hier hat es eine »anaphorisch-kataphorische« Funktion, das heißt, es verweist nicht nur vorwärts, sondern auch zurück, vermutlich auf eine partnerseitige Äußerung gleichen Inhalts, der nun zugestimmt wird. Daraus ergibt sich aber, daß die Beschränkung der Analyse auf isolierte Sätze einfach nicht ausreicht – Sandbergs Vorgänger haben diesen Aspekt nicht ausreichend oder auch gar nicht beachtet. Ebenso kann der Verfasser mit der Erkenntnis aufwarten, daß sich in einem und demselben Bezugswort im Obersatz verschiedene semantische Varianten verbergen, die ein unterschiedliches Verhalten von *es* nach sich ziehen: bei *schätzen* und *es schätzen* ist der Fall vermutlich auch ohne Beispiel einsichtig. Bei *verständlich* jedoch muß man schon zweimal hinschauen, ob »verstehbar« oder »akzeptabel« gemeint ist, für die Verwendung von *es* markiert dieser Unterschied

die Trennlinie zwischen »fakultativ« und »obligatorisch«. Hier sind zwei Beispiele wohl doch ganz angebracht: *Hieraus wird verständlich* (= verstehbar), *dass... vs.: ... dann ist es doch wenig verständlich* (= akzeptabel), *dass Sie eine behördliche Regelung fordern* (beide Beispiele bei Sandberg, 73 bzw. 72). Noch einmal zurück zu dem Terminus »Platzhalter-es«, denn noch ist ja nicht klar, weshalb überhaupt so etwas wie ein Platz gehalten werden muß oder soll. Anzusetzen ist eine Grundreihenfolge: Argumentum Prädikation. Geht der satzförmige Akkusativ dem Hauptsatz voran, ist diese Reihenfolge intakt: *So spät anzufangen, halte ich für unsinnig*. Mit der Hauptsatz-Nebensatz-Permutation (*Ich halte es für unsinnig, so spät anzufangen*) ist diese Reihenfolge nicht mehr intakt. Damit sie aber nun doch sei, so Sandberg, steht das *es* im Hauptsatz. Man müßte sich für eine Rhematisierung (*Für unsinnig halte ich es, ...*) dann allerdings wieder eine neue Begründung überlegen, denn in diesem Falle ist die Grundreihenfolge ebenfalls außer Kraft gesetzt.

Zur Darstellungsstrategie muß eine kritische Bemerkung angebracht werden. Eine Bemerkung, die zugegebenermaßen nicht ganz fair ist, da sie für Legionen wissenschaftlicher Arbeiten in deutscher Sprache in gleicher Weise gilt, die ungelesen davonkommen. Der Autor setzt offensichtlich, trotz gegenteiliger Beteuerung, eine Leserschaft voraus, die ihm mit etwa der gleichen Konzentration zu folgen bereit ist, mit der sein Text geschrieben wurde. Es fehlen Rückverweise auf Einführungsstellen von Begriffen und Abkürzungen, ebenso eine Legende am Ende des Buches, es fehlt vor allem an Konturierungen, die die Ergebnisse memorabel machen. Es wäre bedauerlich, wenn die von mir befürchtete Wirkung eintritt, nämlich die, daß der Verfasser sich damit selbst um ein Stück Wirkung

bringt. Allerdings ist diese Arbeit in einem gut lesbaren Stil geschrieben.

Da aber nun doch die Resultate das Wichtigste sind: niemand sollte sich abhalten lassen, dieses Buch zur Hand zu nehmen, wenn ihn das vertrackte Problem mit dem *es* interessiert. Wer einschlägig forscht, kommt eh nicht darum herum.

Schiewe, Jürgen:

**Die Macht der Sprache. Eine Geschichte der Sprachkritik von der Antike bis zur Gegenwart.** München: Beck, 1998. – ISBN 3-406-42695-6. 328 Seiten, DM 68,–

(Bernd Wintermann, München)

Sprachkritik – untrügliches Indiz dafür, daß Sprache ein ständig sich veränderndes, an neue kommunikative Bedürfnisse sich anpassendes flexibles Instrument ist, das andererseits aber auch der ständigen Beobachtung und sorgfältigen Pflege bedarf. Wer – wie zum Beispiel DaF-Lehrkräfte – eine Sprache in ihrem aktuellen Gebrauch an Lerner vermittelt, denen diese Sprache fremd ist, hat ein ganz besonderes Interesse am kritischen Blick auf Sprache und Sprachgebrauch, und so dürfte eine Darstellung der Geschichte der Sprachkritik, ohnehin seit langem ein Desiderat, gerade auch diesem Leserkreis besonders willkommen sein.

Stoff für einen solchen historischen Abriss gibt es wahrlich genug, das zeigt Jürgen Schiewes Arbeit deutlich, zeigt insbesondere das zwanzigseitige Literaturverzeichnis. Möglich, daß diese Stofffülle sogar zu groß ist für einen einzelnen Autor.

Zu überzeugen vermag Schiewe insbesondere mit sorgfältigen Darstellungen und behutsamen Interpretationen der Positionen bedeutender Sprachkritiker. Die Darstellungen sind mit ausführlichen